

Bürger im Spiegel seiner Zeit und der Gegenwart.

Mit unbeachteten zeitgenössischen und eigenen Aeußerungen.

Von

Dr. Ludwig Fränkel (München).

Genügt denn wirklich der Geschlechtsname allein, wenn wir von dem Manne reden, der am 8. Juni 1794 in die frühe und dennoch längst ersehnte Gruft sank? Wir wollen es hoffen: es wäre fürwahr sonst ein schlimmes Zeichen für den Grad der Schätzung, die wir unseren großen Dichtern der Vergangenheit widmen. Noch, sage ich; denn man darf sich doch nicht verhehlen, daß heute eine mächtige Strömung dahin zielt, alle ältere Poesie außer derjenigen weniger führenden Leute, die im Canon zu fest sitzen, um schlechtweg beseitigt zu werden, in den Papierkorb zu werfen oder zu den trivialsten Zwecken einzustampfen. So wähnt die Gegenwart eine Reihe ganz und gar eigentümlicher Dichtergestalten des achtzehnten Jahrhunderts in ihrem Einflusse glatt vernachlässigen zu dürfen. Solches Schicksal widerfuhr schon vielen Zeit- und Kunstgenossen Bürgers oder wartet ihrer noch. Bürger dagegen verträgt es nicht, kurzerhand unter alte Eisen geschoben zu werden. Was nun rettete ihm nicht bloß den Nachruhm, sondern thatsächliches Fortleben? Zunächst darf einmal kein Zweifel obwalten, daß er schon gemäß der geschichtlichen Entwicklung eine viel weiter gehende Rücksicht beansprucht, als die Mehrzahl seiner Gefährten, die zwar mit ihm zeitweilig demselben Kreise, dem sogenannten Göttinger Dichterbunde, angehörten, aber nicht den Fortschritt der Zeit begriff, um die nachgerade gedehnten Fesseln der antikisirenden Poesie zu sprengen. Die Ungebundenheit, von jeher in Denken und Handeln sein Feld, hielt ihn jenen Regelschmieden und ihren Partei-

isierungen fern; unabhängig wählte er, sich weltkluger und reifer dünkend, seinen Pfad, und führte ihn dieser dann auch nicht durch blumige Auen, so hatte er doch Freiheit des Entschlusses und das Bewußtsein, auf eigener Erde zu stehen, als kostbare Güter eingetauscht. In einem Zeitalter wie dem unsrigen, da auch im schönen Schrifttum die Individualität in die Brüche zu gehen und der leichte Durchschnitt zu triumphiren droht, sollte ein Geist gleich dem seinigen billig mit freudiger Hochachtung begrüßt werden. Herrschaft über die Form und heiliger Ernst beim Handwerke stützen diesen Anspruch noch nicht allein. Bürger thront auch schon deswegen unter seinen minder begabten Gefährten als ein Dichter von Gottes Gnaden, weil er das Gähren des Jahrhunderts verstand, das auf Einfachheit und Klarheit, auf Natürlichkeit und Volkstümlichkeit in der Kunst hinauslief. So ward er der einzige Schriftsteller aus niedersächsischem Stamme, der dem Zuge der Zeit folgend die neudeutsche klassische Dichtung mit begründen half, und wenn die Weimaraner Brüder in Apoll ihn nicht als ebenbürtig ansahen, so verschlägt das kaum etwas angeichts der einschneidenden Eindrücke, die sein Wirken hinterlassen hat. Ja, wir sind umso mehr verpflichtet, ihm Gerechtigkeit zu zollen, wo diese ihm dazumal aus vielfach Kleinlichen Gründen verkümmert wurde.

Genugsam nämlich mußte Bürger bei Lebzeiten unter Vorurtheilen und bösen Mänten leiden. Freilich ist er „von eigener Schuld und Fehle“ keineswegs zu lösen; aber was er auch

gesündigt haben mag wider göttliches und menschliches Gebot, findet sich beinahe von A bis Z in den engen Verhältnissen erklärt, zu denen ein schlimmes Schicksal ihn verdammt hatte. Allerhand unselige Umstände verketteten sich, um ihm den Aufstieg zu den ersehnten Höhen des deutschen Parnasses, wo ungetriebener Dienst der Muse seiner harren möchte, zu erschweren, und oft hört man den Armen die Anklage erheben, Geschick und Zeit hätten sich wider sein Glück verschworen. Es ist an vielen Stellen Sitte geworden, über Bürgers Ganzheit den Stab zu brechen, weil ja in der That mancher Makel an seiner Moral haftet. Man stand sogar nicht an, ihn, den hochfliegenden Geist, mit Viederlichen und Trinkern niederer Sorte als verkommene Genies unter einen und denselben Hut zu bringen. Wie steht er thurmhoch über Genossen wie J. Chr. Günther, Lenz, Schubart, Grabbe, die so selten ein wahrer Himmelsfunke durchzuckte, die in der Regel den gemeinen Lüsten im Menschen fröhnten. Die Zerissenheit seines Innern, die Lücken seines sittlichen Bewußtseins sind von Leuten erlogen worden, die unwert waren, ihm die Schuhriemen zu öffnen. Verfechten wir auch mit Wärme seine poetische Stellung, seine ästhetische Bedeutung, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß mit den Anschauungen, die er im tagtäglichen Leben bethätigt und mannigfach in's Gedicht umgesetzt hat, sich die unsrigen decken. Aber wir müssen zwischen den herrlichen Erzeugnissen seines unvergänglichen Talents und den Folgen der ununterbrochenen Fährlichkeiten seines bürgerlichen Daseins streng zu scheiden wissen und im Gegentheil es unendlich bedauern, daß die letzteren die volle Entfaltung seiner Gaben entschieden beeinträchtigt haben. Nur auf diesem Wege sind wir im Stande, ihm einigermaßen wieder zu erstatten, was die Vergangenheit an ihm verbrochen hat und uns zugleich einen gewaltigen Meister nationaler Poesie zurückzugewinnen. Denn in der That, wir haben ihn schon fast verloren. Da jedoch die heutige Stimmung, die Schwulst und Ziererei verbannt und volksmäßige Frische, der Natur abgelauschte Töne fordert, seiner Erweckung günstig ist, so sei die Gelegenheit der Säcularfeier seines Todes (8. Juni) gern dazu benutzt.

Ein schneller Blick auf die Hauptereignisse seines Lebens bekräftigt die behauptete Ab-

hängigkeit von äußeren Begebenheiten. Als Predigersohn in der Neujahrnacht 1747 auf 48 zu Molmerj(ch)wende bei Halberstadt geboren, wuchs er in den zehn ersten Jahren an Leib und Seele nur langsam und fand in der einsamen Lectüre von Bibel und Kirchengesangbuch seine Welt. Die Ueberriedlung zu dem mütterlichen Großvater Bauer in Mchersleben, wohl Ende 1759, entschied seinen Bildungsgang. Denn dieser begüterte Hofbesitzer und „Hospital-Provisor“ nahm sich kräftig seiner an und zog auch später von dem angeblich mißratenen Enkel die Hand nicht dauernd ab. Erst ließ er ihn die dortige Lateinschule besuchen, seit Herbst 1760 das Pädagogium zu Halle. Auf beiden allerdings lernte der Jüngling nicht mit gehörigem Fleiße, wohl aber übte er die Poesie, namentlich nach der neckischen Seite hin und an augenblickliche Vorfälle angelehnt, mit Lust. Seit 1764 Student der Theologie, geriet er unter die Jüngerichaar des durch Lessing berücktigten Philologen Klotz und bezog 1768, nachdem er den über das lockere Treiben erbosteten Großvater besänftigt hatte, als Jurist die heimatlische Universität Göttingen. Hier erlangten bald wie in Halle die äußeren Antriebe zu ungezügelter Lebenslust das Uebergewicht, und, weit entfernt, dem Rechtsstudium mit Ernst obzuliegen, vergeudete er sein leichtes Fassungsvermögen in Ausschweifungen, stürzte sich dadurch auch in Schulden, die der sorgliche Großvater nicht wieder beglich, sodaß Nahrungsorgen ihn überfielen. Da ward Heinrich Christian Voie in doppelter Weise sein Retter. Dieser, das Haupt des jungpoetischen Hainbundes, bestärkte Bürgers Wunsch seine dichterischen Neigungen zu pflegen, durch Aufmunterung und Beirat und verschaffte ihm, nach einem Examen Hals über Kopf, den Posten eines Justizamtmannes im nahen Alten-gleichen. Nun jöhnte sich auch der Großvater aus; aber die Sicherheit der Existenz war ohne Halt. Er kam, bald von einem Verdruß zum andern gejagt, fürder nicht mehr auf einen grünen Zweig und als kurz danach die furchtbarsten Gemütsqualen anhuben, ging es auf der schiefen Ebene weiter und weiter abwärts. Im Jahre 1774 führte er nach überhastetem Verlöbniß Dorette, des Justizamtmanns Leonhardt zu Niedeck im Hannöver'schen ältere Tochter heim, obwohl er schon eine glühende Leidenschaft für die jüngere Auguste im Herzen

trug. Hier schloß die Quelle alles künftigen Unheils. In Wölmershausen, einem Dertchen seines Bezirkes, wohin er verzog, gestaltete sich das dauernde Zusammenleben mit den Schwestern mit Einwilligung der Gattin allmählich zu einem Doppilverhältnisse, dem ein scheinbarer innerer Friede zur Seite ging. Aber geschäftlicher Kummer und die getäuschte Hoffnung auf des Schwiegervaters Posten veranlaßten 1780 den Rücktritt vom Amte und als die von da an bis 1784 unter Einbuße des größten Theils der groß- und schwiegerväterlichen Erbschaft geführte Pachtung des Gutes Appenrode dem ordnungsmäßiger Tageseintheilung und pflichttreuer Arbeit völlig entwöhnten Manne Nerger auf Nerger häufte, verzichtete er, wie vorher auf die juristische Laufbahn, freiwillig. Nach zwölfjähriger Abwesenheit übersiedelte er wiederum nach Göttingen, wo er, als Privatdocent an der Universität zugelassen, durch Vorlesungen über Aesthetik, deutschen Stil u. ä. einen neuen Boden zu erlangen erwartete. Da eben sein unglückliches Weib gestorben war, heiratete er nun die über Alles angebetete „Molly“ (so hieß die Geliebte in seinen Versen). Aber ihr Tod nach dreimonatiger Ehe und das geringe Ansehen, das in Göttingen seiner Wissenschaft zutheil ward, beugten ihn gänzlich danieder. Ein Aufblähen des glimmenden Feuers, als der körperlich Gebrochene 1787 bei der Göttinger Semisäcularfeier den philosophischen Doctortitel erhielt, verslog leicht. Obwohl 1789 zum außerordentlichen Professor ernannt, mußte er, weil ohne Gehalt und sonstige Unterhaltsmittel, für Buchhändler fabrikmäßig Uebersetzungen anfertigen, und auch die einige Zeit hindurch geleitete Herausgabe des „Deutschen Musenalmanachs“ besserte die Lage wenig.

Die Sehnsucht nach einem regelmäßigen Hausstand, der Wille, den verwaisten Kindern eine Mutter zu geben, endlich die halbromantische Art der Bekanntschaft veranlaßten 1790 die dritte Ehe mit dem „Schwabenmädchen“ Elise Hahn, die ihm von Stuttgart aus in einem Gedicht ihre Hand angetragen hatte. Nach den allertraurigsten Erfahrungen wurde diese voreilige Verbindung 1792 getrennt und der lebensmüde, auch andermwärts vielfach Gefränkte starb, nunmehr ganz auf einsam erarbeiteten Verdienst der Tagesbedürfnisse zurück-

gezogen, am 8. Juni 1794 an der ihn lange plagenden Schwindsucht.

Und das Fortleben nach dem Tode? Daß Bürgers Name in der deutschen Literaturgeschichte nichts weniger als erloschen ist, beweist die üppige Menge von allerhand kleinen und großen Arbeiten über ihn bis auf diesen Tag. Freilich besitzen wir außer seines fleißigen Landsmannes Heinrich Fröhle Büchlein (1856) augenblicklich nur eine, jedoch höchst eingehende und gediegene französische Behandlung: G. Bonet Maury, G. A. Bürger et les origines anglaises de la ballade littéraire en Allemagne (1889), mit der uns unsere westlichen Nachbarn zuvorkamen wie bei Fijchart, Hans Sachs, Grimmschhausen, Klopstock, Chamisso, Noëbue und anderen bedeutenden Gestalten unserer Literatur.* Aber auch abgesehen von der für die allernächste Zeit angekündigten umfanglichen Biographie von Dr. Berthold Hönig in Wien, Bürgers leidvolle Erdentage und sein schriftstellerisches Wirken sind auf's genaueste durchfurcht worden und wir sind, außer bei Goethe, wohl bei Keinem dermaßen mit dem Briefwechsel bekannt gemacht, über die kleinsten Vorgänge der Amtsthätigkeit unterrichtet, über Anlässe, Quellen, Aenderungen einzelner Gedichte belehrt worden. Das Publicum hat aber auch stets in ihm einen modernen Geist sowie einen Vorfechter von Natürlichkeit und Volkstümlichkeit gefunden und ihm demgemäß seinen Antheil zugewendet, wie die vielen und guten Ausgaben (besonders von Gd. Grisebach und von Sauer) bekunden. Wer kümmert sich in den breiten Schichten der allgemeinen Lesewelt viel um das historische Urtheil von sogenannten „Rathedergelehrten“! Die heute für die meisten Fachmänner maßgebende „Geschichte der deutschen Literatur“ von Wilhelm Scherer setzt ihn wie folgt herab: „Für die zarte Welt des Herzens fehlte ihm reiche Erfindung und den Mangel an poetischen Motiven suchte er durch äußeren Schmuck, hohe Worte und leeren Klingklang zu ersetzen, welcher letztere auch manche Strophe seiner besten Balladen entstellt. Maßlose Leidenschaft verdarb ihm sein Leben; und die strenge Form, in die er überquellende

* Von diesem Standpunkte suchte ich dies tüchtige Buch in dem Artikel „Das gegenwärtige Studium der deutschen Literatur in Frankreich“ im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“, 59. Jahrg. (1890) Nr. 22 zu würdigen.

Empfindung zuweilen kleidete, die melodischen Sonette, die glatten, gefeilten Verse konnten ihr den inneren Adel nicht verschaffen.“ Auch das wenig günstigere, immerhin lobende Urtheil von Scherers Haupt- und Lieblingsjünger Erich Schmidt in seinem feinsinnigen Aufsatz über „Lenore“ werden gar manche nur cum grano salis unterschreiben: „Er trug sich (1768) mit unreifen Plänen für Homer, besetzte an pomphaften Gedichten und übte die petite poésie der Franzosen. Ihm wurde Percy geradezu ein Netter, denn ohne die Reliques wäre Bürger vielleicht nie über die unselige halbparodistische Manier der falschen Romane hinausgekommen, und auch seiner nur zu oft an Schwulst, Ungeschmack und leerer Dämpfung oder an Drechselei leidenden Lyrik würden die unvergessenen Herzensteine, die innigen Wünsche und kofenden Zurufe, die Notizreiche der Verzweiflung fehlen.“

Wie weit stehen nun aber von der eindringlichen Prüfung, die diese beiden berathenen Literarhistoriker vornehmen, die Artikel ab, die soeben aus Anlaß des Jahrestags von Bürgers Tod allenthalben hervortraten! Wenn man von den gediegenen Beobachtungen absieht, die der genannte Bürger-Specialist Hönig darbot,* so verbleiben als wertvoll aus der Flut nur zu nennen: Cajus Möller's Serie in der Berliner „Nationalzeitung“ (8. Juni, 7.), wo mancherlei übersehene Momente privater und zeitgeschichtlicher Art herbeigeholt worden, Richard Ditz' knapp umrissenes Gedenkblatt „Zu G. A. Bürgers Gedächtniß“ in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ Nr. 23, endlich eine anonyme allseitige Skizze über „Bürgers Lenore“ in der „Kölnischen Zeitung“ Nr. 477. Da steigt einem unwillkürlich die Frage auf, ob und inwieweit die älteren Kunsttrichter ihm eher gerecht geworden sind. Lassen wir einige Typen von diesen einmal selbst reden. Den Reigen führe der älteste in Betracht kommende, der sächsische Pfarrer Karl Gottfried Küttner, mit der in seinen anonymen „Charakteren

teutscher Dichter und Prosaisten“ (Berlin, 1781)** S. 544 f. enthaltenen Schilderung: „So ganz frey von Nachahmung, als Bürger, sind nur wenige Dichter unseres Jahrhunderts. Weder die Griechen noch Horaz, noch die französischen Liederfänger waren seine Führer und Muster; nur in seinen Romanzen blüht Studium der alten englischen Balladen durch. Er ist ein Mann von teutschem Geist und teutschem Herzen, originell in seinen Erfindungen und im Ausdruck populär und erhaben. Seine kleinsten Lieder sind voller Geist und Grazie, warm und markig, und von unbeschreiblicher Lieblichkeit. Er singt Liebe, Freundschaft und Freude mit eigenthümlicher Züchtigkeit und Naivetät, er lehrt Tugend und teutschen Biederfina mit einnehmender Ueberredung. Bald rührt er die Leyer zum Preise der holdseligen Mutter Natur, oder ihres Meisterstücks, der weiblichen Schönheit, bald erweckt er Empfindungen, die jede Nerve des Gefühls erschüttern. Unserer Sprache ist er ganz mächtig; er hat Worte von altem Schrot und Korn und viele burleske Wendungen, echten Wit und überfließende Laune. — Nach einem eigenen Ideal hat er den Homer zu verteutschen angefangen; aber in kurzen, unhomerischen Jamben, in einem zu studirten altfränkischen Tone, der eher zur Travestirung paßt, und nicht jedem Ohre behaget. Und doch muß diese Verteutschung eine der merkwürdigsten Erscheinungen in unsrer Literatur werden; denn unter allen neueren Uebersetzern des Homer hat keiner Bürgers Sprachstudium und ein so feines Gefühl der Dichterschönheiten.“ Der Erste, der ein zusammenhängendes Bild des vaterländischen Schrifttums lieferte, ward Ludwig Wachler. Aus seinen „Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Nationalliteratur“ (1818/19) sei (II, 232) ausgehoben: „Seinen Beruf zum dichterischen Leben und Wirken entschied eine lebendig regsame Einbildungskraft und ein weiches, warmes Gefühl; er empfing leicht, verband schnell und richtig und gestaltete mit rascher Liebe das Gegebene zu seinem künst-

* Ueber Bürgers Begründung der deutschen Kunstballade, in Franzos' „Deutscher Dichtung“ vom 1. Juni, S. 123—127; über das Verhältniß von Bürgers Nachtfeier der Venus zum „Persejlium Veneris“ in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik“ 140. und 150. Bd. Heft 4—7; andere Studien in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ 26. Bd., S. 493—540.

** Die Persönlichkeit dieses ersten Bürgerkritikers ist so unbekannt geworden, daß Fr. Brümmer's bekanntes „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten“, S. 284 obgenanntes Werk nicht erwähnt, obwohl es nach den Angaben seiner unten angeführten Nachfolger Jördens (I, 13) und Wachler (I, 23) genug benutzt worden ist.

lerischen Eigentume. Seine Darstellung bewegt sich mit jugendlicher Frischeit und Reifeit, greift unmittelbar in, oft sehr glücklich vergewärtigte Kreise und Augenblicke des wirklichen Lebens ein und gewinnt durch wirksame Bilder und Worte Anschaulichkeit für viele. Er hatte unsichtig beobachtet und geforscht über das Gemeinsame des Eindrucks, über Störung und Erschwerung des Volkstümlichen, über den der gemischten Mehrheit zusagenden Ton und Styl der redenden Kunst; er kannte die Sprache genau und hatte Gewalt über ihre Reichtümer; sein Ohr war für Wohlklang gelibt. Bürger würde einer unserer besten Volksdichter geworden seyn, wenn seine Fortbildung durch freudigere Umgebungen und Verhältnisse begünstigt worden wäre."

So bemerkt man überhaupt bei einer Revue über die früheren Aeußerungen erstaunt, daß von dem eifernden Treiben der zelotischen Moralprediger und Buchästhetiker in der allgemeinen Ansicht fast nichts hängen blieb. Und wo bisher und zur jetzigen Gelegenheit so mancher kritische Verneggroß den gezählten Berufenen mit seinen Gedanken über Bürger in's Handwerk pfuscht, mögen hier einige noch unbeachtete Stimmen von Zeitgenossen des viel-durchhechelten Dichters zu Gehör kommen. Zugleich gewinnt man daselbst in sein Dichterdasein einen intimeren Einblick, als durch einen Lebensabriß nach der üblichen Schablone.

Der anonyme „Almanach der Belletristen und Belletristinnen für's Jahr 1782,“ als dessen Herausgeber R. F. W. Erbstein und Friedrich Schulz gelten, bringt S. 23—25 folgendes Miniaturporträt: „Unser Volksdichter! Wohl keiner unsrer Dichter kann sich rühmen, so von Klein und Groß, von Hohen und Niedern, von Jung und Alt gelesen zu werden! Und er verdient auch den Beifall, den er überall hat. Er ist, dünkt uns, aus dem Halberstädtischen gebürtig; studirte erst in Halle — und wie kommt es doch, daß die großen Geister mehrentheils einen kleinen Gang zum Loffern haben? Zwar Klopke hatte um die Zeit noch sein Wesen dort* — doch last uns darüber hinweggehen! — Von Halle ging er nach Göttingen, wo er anfang, mit dem größten Eifer, die Rechte zu studiren.

* Jener von Lessing scharf bekämpfte Hallenser Professor Christian Adolph Klopke (1748—71), der der Mittelpunkt einer feichten Halbwissenschaftlichen war.

Dabei trieb er die Dichtkunst, hielt es aber ganz geheim. Nur dann und wann zeigte er seinen vertrautesten Freunden etwas von seinen Arbeiten, und sie sahn gleich, was in ihm steckte! Deutliche Spuren von seiner kräftigen Einbildungskraft, von seiner männlichen Sprache u. s. w. kurz Alles, was ihn in der Folge so berühmt machte, lagen schon klar vor Augen. Er kam in Bekanntschaft mit Hölty, Bosc, Miller, den beiden Stolbergs u. s. w. und fing an, zu glänzen. Seine Stücke, die er hier und dort in die Blumenlesen und Almanache einrücken ließ, machten Aufsehen, theils durch den Schwung seines Dichtergenies, theils durch die sichtbare Politur, deren Stempel all' seine Werke an sich trugen! „Venore“ entschied seinen Ruf ganz. Wer las, wer deklamirte, lernte sie nicht beinahe auswendig! Und wenn man sie hundertmal gelesen hat, ist sie immer noch anziehend, hat immer wieder neuen Reiz! Unser Lob, wird keinen Deut zu seinem einmal erschwungenen Ruhm zusetzen; er sitzt auf dem Gipfel des schroffen Felsen und lächelt der Unsterblichkeit entgegen! Er, der Einzige unsrer neuesten Dichtern! Und seine Bescheidenheit, wie löblich und rühmlich ist die! Von dem unumschränkten Beifall, den er unter unserm Volke hat, zeigt das Pränumerationsverzeichnis von seinen Gedichten! Eine seiner ältesten Arbeiten ist „Anthia und Abrokamas“, ein Roman aus dem Griechischen des Xenophon von Ejesus, der sich sehr gut lesen läßt. Wer ließt Bürger's Prose nicht gern; sie ist ja eine der besten unsrer jetztlebenden Belletristen! Auch den Homer wollt' er übersetzen; aber Leop. Fr. Graf zu Stolberg kam dazwischen. Hät' er ihn doch nicht liegen lassen! Der Wettseifer wäre Stolbergs Uebersetzung zu manchen Dingen nüz gewesen!"

Eben demselben Vielschreiber Friedrich Schulz wird, jedenfalls mit Unrecht, ein Kleinoctavbändchen zugeschrieben, das 1786 in Wien als „Litterarische Reise durch Deutschland,“ 1790 unverändert unter dem Titel „Litterarische Anekdoten auf einer Reise durch Deutschland an ein Frauenzimmer geschrieben“ zu Frankfurt und Leipzig, beide Mal anonym erschien. Auf S. 51 wird die Selbstempfehlung eines gewissen Christ. August Pescheck citirt, der „weit entfernt“ ist, sich „für einen Dichter auszugeben, der auch nur auf ein Blättchen aus dem Lorbeerfranze eines unausgesetzt ver-

ehrungswürdigen Wieland und Weiße, oder eines Klopstock, Ramler, Bürger, und anderer vortreflicher Dichter, Anspruch machen könne.“ S. 212 f. ist zu Moïse Blumauers bekanntem komischen Heldenepos folgende Glosse gegeben: „Die travestirte Aeneis ist eins der allgemein gelesenen Volksbücher geworden, und hat in ihrem literarischen Schicksale sehr viel Aehnliches mit Bürgers Lenoren. Diese drang, wie jene, so plötzlich und mit solcher Gewalt, in die Köpfe der deutschen Leser, daß sie von Jung und Alt nicht gelesen, sondern verschlungen, auswendig gelernt, und überall, wo es nur sein konnte, recitirt, deklamirt und gesungen ward. . . Die Aeneis hat zwey Seiten, weßhalb sie so allgemein gefällt; Lenore hatte nur eine, und dieses war die Popularität und Schönheit ihrer Behandlung.“ Endlich heißt es dann S. 253: „Unter allen Uebersetzungen, die seither von Homers Werken erschienen sind, ist die seinige (die von J. H. Voß) der grauen erhabenen Einfalt des Altvaters der Dichtkunst am nächsten gekommen, und sie steht weit über die Stollbergische von der Iliade, die im ganzen genommen ein unangenehmes neologisch-antikes Colorit hat, und über die ältere Bürgerische, die in einer veralteten Sprache vorgetragen, und in ein einzönendes Sylbenmaaß übermäßig zusammen gedrängt ist, und dadurch den eigenthümlichen Charakter des alten Dichters gänzlich verfehlt.“

Eine vollständige Charakteristik Bürgers mit Beiseitelassen des schon oben Erwähnten, unternimmt der Almanachist S. 258 f. in einem Göttinger Briefe: „Gottfried August Bürger, seit kurzem Magister der freyen Künste auf der hiesigen Universität. Man weiß schon, in was für einem Fache der Dichtkunst dieser Mann Beyfall gesucht, und in vollem Maasse gefunden hat. Das höchste Ideal der Poesie ist ihm Volkspoesie, und ich gestehe, daß sie unter seinen Händen einen großen Grad von Schönheit und Vollkommenheit erreicht hat; aber desto eckelhafter und geschmackloser ist sie unter den ungeübtern Händen seiner Nachahmer geworden. Alles schrie, hu hu, husch, husch, hurrah und hurrah; man käuete Rutscherflüche, Hexenformeln und sentimentalische Tyraden unappetitlich durcheinander; gab dem Dinge ein Bürgerisches Sylbenmaaß, und fertig war das Volkslied. Man schien kein Gefühl für die eigentlichen Naturschönheiten

der Bürgerischen Gedichte zu haben. Die rasche und feste Manier, mit welcher er seine Charaktere malt; die kurzen, ausdrucksvollen Züge, mit welchen er große Leidenschaften darstellt; die eigene große Kunst dem Leser mit zwey oder drey Blicken die ganze Seele seiner Helden zu öffnen, und dadurch Theilnehmung und Bedauern, Haß oder Abscheu im Nu zu bewirken; sein Sinn für Politur; seine reine, männliche, allgemein verständliche Sprache; seine genaue Beobachtung der Costüme, durch welche er uns unwillkürlich in die Zeiten zurückziehet, wo seine Geschichten spielen — sind eben so viel Attribute, die seiner erzählenden Poesie ganz eigenthümlich zu seyn scheinen.

Aber auch seine kleinen Werke der lyrischen Gattung im engern Verstande, haben eben so viel Eigenes und Empfehlendes. Einige seiner Lieder sind so süß, so einschmeichelnd, fließen so gefällig, harmonisch und sanft, durch die Seele des Lesers, daß er von den himmlischen Tönen der Sängers aus dem paradisischen Italien eingewiegt zu seyn glaubt. Erinnere dich an seinen ‚Schwanengesang‘, an die ‚Gedanken eines Liebenden‘ u. v. a.

Nur diejenigen seiner Gedichte, worin er launigt spricht, nicht minder seine prosaischen Aufsätze, beleidigen hie und da das feinere Ohr. Sein Witz ist derb, rauh und voll Stoß- und Hornkraft. Seine Satyre hauet mit Schlachtmessern auf ihre Gegenstände, und züchtigt mit Skorpionen, wo ein feiner Nadelstich eben die, und noch größere Wirkung thun würde. Hier verwechselt er oft Kraft mit Ungezogenheit, erlaubtes Selbstgefühl mit Störrigkeit, und Einwendungen, und bescheidene Gegengründe, mit rechthaberischer Unfehlbarkeit. Hier wird es sichtbar, nach welchen Mustern er sich gebildet hat.

Der verdeutschte Macbeth, womit uns Bürger neuerlich beschenkt hat, giebt durch seine Vortreflichkeit den Beweis, daß er hier an seiner Stelle stand, und wenn seine neue Uebersetzung der Iliade noch zu Stande kommt, so erhält unsere Sprache noch einen Triumph über ihre ältern und neuern Schwestern mehr, und der Ruhm deutscher unverrückter Beharrlichkeit wird sich dadurch immer fester und fester begründen.“

Das erste literarhistorische Werk, das ausführlicher auf Bürger Bezug nimmt, ist C. F. H. Wetterlein's, sechs Jahre nach des

Dichters Tode gedrucktes „Handbuch der poetischen Litteratur der Deutschen, d. i. Kurze Nachrichten von dem Leben und den Schriften deutscher Dichter“ (1800). Die daselbst gegebenen biographischen Daten über Bürger sind größtentheils wörtlich in Fördens' bekanntes verdienstliches „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten“ (I. 1806) übergegangen und bilden seitdem die mittelbare Grundlage aller Kenntniß vom äußeren Lebensgange. Sie berufen sich wiederum auf die von Professor L. Chr. Althof, Bürger's Hausarzt und Freunde, 1798 veröffentlichten „Einigen Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Gottfried August Bürger's, nebst einem Beitrage zur Charakteristik desselben.“ Besonders wichtig ist darin die Schilderung der rein menschlichen Seiten, die das edle Herz, die Anspruchs- und Neidlosigkeit, das tiefe Gemüt, das sprachliche Wissen betont. Wetterlein selbst steuert eine knappe Skizze des Wesens der Gedichte bei: „Ein Mann von der lebhaften Imagination, der Wärme des Gefühls, dem guten, menschenfreundlichen Herzen, dem reichen Humor, den ausgebreiteten Kenntnissen, und dem Fleiß, dem Studium und der brennenden Liebe zur Kunst, wie Bürger, mußte wohl ein vortrefflicher Dichter werden; seine Gedichte tragen unverkennbare Spuren von jenen Gaben und Eigenschaften und verdienen den allgemeinen Beifall, den sie fast in allen Ständen gefunden haben. Ihr Inhalt ist immer wahr, lehrreich und originell, die Darstellung warm, oft anschaulich und malerisch, der Ausdruck, wo nicht kläglich erlesen, doch stark klar und populär; und die Verse harmonisch, lieblich, fließend und gefeilt. — Ein Fehler manches Gedichts und mancher einzelnen Stelle ist das Derbe, Ueberstarke und Uebermäßige im Ausdruck der Empfindung und in der bildlichen Vorstellung der Gedanken; ein anderer, der noch häufiger vorkommt, war eine Folge seines, sonst löblichen Bestrebens nach Popularität. Als er die erste Sammlung herausgab, hatte sein Geschmaack die einseitige Richtung genommen, daß er, um dem großen Haufen recht verständlich zu werden, und den Ton zu treffen, der ihm das Herz rührt, aus dem Deutlichen oft ins Gemeine, Platte und sogar ins Ekelhafte fiel.“ Specieell über die Lieder: „Troy allem, was die Kritiker mit Recht und Unrecht gegen diese Lieder eingewandt haben, hat sie doch das

lesende und singende Publikum seit ihrer Erscheinung in Schutz genommen; der wahre Volkston, die treffenden Seelengemälde, die sie aufstellen, das warme Lob der Tugend und Unschuld, das sie enthalten, erwarben ihnen diesen Beifall, und manches wird vielleicht noch lange Volkslied, in edlern Sinne des Wortes, bleiben.“

Diese Stimmen, die in jenen politisch wie literarisch gährungsvollen Tagen über das Wesen einer so selbständigen Erscheinung in's Kleine zu kommen suchten, ließen sich noch vermehren, und ihr Chor würde dann besser auch „über G. A. Bürger's Stellung zur Litteratur seiner Zeit“ aufhellen, als es B. Krembs' so betitelte Dissertation (1875) fertig bringt. Die ausgebreitete Correspondenz spielt selbstredend bei einer so subjectiven Natur eine erhebliche Rolle, und sie ist trotz Ad. Strodtmann's monumentaler Briefsammlung nebst deren Nachträgen noch mannigfach zu ergänzen. Wie bezeichnet z. B. ein burlesker Foliobogen an seinen Verleger Dieterich in Göttingen, 1778 in Wölmershausen, seinem Amtmannssohne, geschrieben, dies geschäftliche Verhältniß ebenso, wie die literarische Negsamkeit ein am 26. Juni 1783 von seinem Pachtgute (Appenrode) datirter Brief, der u. A. mittheilt: „Weil nun alleweile der Fleiß in mich gefahren ist, wie der Teufel in die Säue . . . Allein Geld kann ich wahr und wahrhaftig vor Ausgang Juli nicht schaffen.“ Ja, die Wagenfrage und die beengenden Dienstobliegenheiten haben ihn stets weidlich geplagt! Seit 1. Juli 1772 Amtmann in Altengleichen, meldete er schon am 20. September an den allgemeinen Beichtiger Vater Gleim: „Mein kleines poetisches Talent verwelkt bei meiner jetzigen lustigen Laune fast gänzlich, denn der ‚Acten Gellihausen‘ u. s. w., der ‚In Sachen‘ u. s. w., ‚Hiernit wird‘ u. s. w. sind gar zu viel. Statt ‚Ich rühme mir mein Dörfchen hier‘, heißt es: ‚Ihr Ochsen, die Ihr alle seid, Euch Flegeln geb' ich den Bescheid‘ u. s. w.“ Einen Blick in die Bein seines Familienglücks, wo der Regen das bischen Sonnenschein immer rasch verjagt, eröffnet ein Brief „G.“ vom 16. September 1773 datirt, was gewiß für 1783 versehen ist: „Me Frue (Unsere Frau) ist die Tage her wieder ganz wohl gewesen. Heut aber klagt sie wieder über Kopfschmerzen. Es wird ja so schlimm nicht seyn und nicht

werden; denn sie schreibt doch . . . Wie stehts, wie gehts sonst? Mit uns stehts wie gewöhnlich. Das heißt: Nicht zum allerbesten.“ Waren diese Nummern alle nur mit dem Anfangsbuchstaben (die letzte: „Valo faveque B.“) unterzeichnet, so lesen wir ein schönes sprechendes „G. M. Bürger“ unter einem lateinischen Brief an einen jüngeren Dichtersfreund: „Gottingae, Sept. 1789,“ aus dem eine kennzeichnende Stelle herausgehoben sei: „Crede mihi, ut primum illuc, quo tendis, perveneris (cito autem, quam longum sit iter, pervenies. nisi, quod non facies, refrigescas) neminem habebis plausorem me priorem et ardentiorum. Pari modo gaudeo, quod carminum numeris recte et suaviter efferendis studes. Mirum enim est, quantam pronuntiatio perfecta vim iisdem addere valeat. Quo magis nunc declamitando pectus vocemque exercueris, eo melior graviorque aliquando pro concione sacra fies orator . . .“

Von den in den obigen Kritikauszügen zur Sprache gelangten Erzeugnissen verdienen die Uebersetzungen Homers und des Shakespeareschen „Macbeth“ eine volle Aufmerksamkeit; zeigen sie doch den Dichter im Ringen, die erhabensten Meister ausländischer Poesie uns ebenbürtig anzueignen. Michael Bernays, ein Kenner der internationalen Literaturbeziehungen wie kaum ein Anderer, hat die erstere That in der lichtvollen Einleitung zu dem Gotta'schen Neudruck von Vossens älterer Odyssee-Uebersetzung (1881), den zweiten Versuch in den glänzenden Betrachtungen „Zur Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen Shakespeare“ (1872) nach Gebühr gewürdigt. Geziemende Rücksicht sollte man auch Bürgers anonym hervorgetretener erweiternder Bearbeitung der „Wunderbaren Reisen und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen“ zutheil werden lassen, die zwar vorher nur englisch vorlagen, aber den Kasseler Bibliothekar und Museumsinspector Rudolf Erich Raspe zum Verfasser haben. Auch mit dieser Leistung, die der genialen Lügenmär erst das Erdentum eroberte, vollbrachte Bürger ein echt volkstümliches Werk. Aber freilich, sein Ruhm fußt nicht in diesen Uebersetzungen, auch nicht in den erst ganz neuerdings durch Julius Sahr* richtig beachteteten und zergliederten

theoretisch-stilistischen Abhandlungen, sondern in seiner herrlichen, in ihren Blüten unvergänglichen Lyrik. Letztere muß aber von unechten Einschiebseln sauber gehalten werden, wie sie jüngst Ed. Grisebach, der treffliche Bürgerfreund und -forscher, in seinem fejjelnden „Katalog der Bibliothek eines deutschen Bibliophilen“ unter Nr. 1068 dem neuesten Herausgeber, A. C. Berger,* vorwarf. Dieser Lyrik gilt auch in der Regel Lob und Tadel, wie sie der Dichter so reichlich geerntet hat, Schillers übertrieben idealistische aber keineswegs aus der Luft gegriffene scharfe Recension, wie Ludwigs I. von Bayern bewundernder Satz: „Wie wenn das Auge ein unbekanntes holdes Land erblickt, so ist es dem Bürgers Werke lesenden Deutschen; freudig überrascht sieht er seiner Sprache ungeahnte Schönheit.“ Ein bitteres Loos war dem hochbegabten Poeten gefallen und es lag nur zum geringen Theile an seiner Schuld, wenn er die Erwartungen eines Kritikers in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ vom 13. November 1773 (man vermutet aus Gründen des Stils Goethe dahinter) nur halb bewahrheitete: „Das Minnelied von Herrn Bürger ist besserer Zeiten wert und wenn er mehr solche glückliche Stunden hat, sich dahin zurückzuzaubern, so sehen wir diese Bemühungen als eins der kräftigsten Fortmente an, unsere empfindsame Dichterlinge mit ihren goldpapiernen Amors und Grazien und ihrem Elysium der Wohlthätigkeit und Menschenliebe vergeffen zu machen.“ Zu derartigen Stimmungen gebracht eben fürder dem von herbstem Ungemach aller Art verfolgten Manne jedweder Anlaß, und was er schuf, ist mit seinem Herzblute getränkt. Umso mehr wollen wir ihm sein Recht nicht vorenthalten, namentlich in diesen Tagen, wo eine andächtige Gemeinde von Verehrern und Auslegern seines Dichtens der verwitterten Grabstätte zu anständigem Aeußern verhalf, um den Termin seines Hinscheidens mit innigem Danke für die erfolgsgekrönte Theilnahme an der Neugründung unserer nationalen Literatur ernst, doch gehobenen Sinnes zu begehen.

Wollen wir ein Facit ziehen, so haben wir die Pflicht, das innere Wesen seiner Poesie

* Leipzig 1892 (in Meyers Klassikerbibliothek), mit überreichem Commentar; Recension mit Nachtrag von R. Schüddkopf im „Anzeiger f. dtsh. Altert. u. dtsh. Liter.“ 20. Bd. (1894), S. 66—69.

* Btsch. f. dtsh. Unterr. 1887 u. Ergzsb. 1894.

billig zu betrachten. In dieser Hinsicht ist Bürger schon bei Lebzeiten durch lauten Beifall ausgezeichnet worden; ja, nach den anfänglichen Gaben hat man ihm das Größte zugemutet. Die Wechselfälle, die ihm zustießen, bergen, wenn auch nicht unverschuldet, die Ursachen seiner meisten Mängel in sich. So scheint man denn hier für die Thatsache, daß ein Kunstwerk unter Umständen ohne stetige Rücksicht auf die schaffende Persönlichkeit zu beurtheilen sei, ein besonderes Beispiel zu haben. Anlagen, Vorsätze, Streben müssen da den Wert der Leistungen selbst abschätzen helfen. Unbestreitbar bot Bürger nicht nur in seiner Domäne, der volksmäßigen Ballade, namentlich derjenigen etwas gruseligem Zuschnitts, das Muster, sondern der Reichtum der vorsehenden Gefühle und deren sprachlicher Ausdruck mit seiner Wucht und Fülle stellen ihn an die Spitze der vogoethe'schen Lyrik. Außer dem Tone der sentimental angehauchten Romanze stimmte seine Leyer mit frischem Klange das echte Lied an, und dabei zeigte er festen Wurf und bildnerische Kraft. Wie aber in seinem bürgerlichen Dasein höchster Seligkeiten Wonne und niedererschmetterndes Ausgleiten auf der beschrittenen Bahn nebeneinander wohnen, so mischen sich in sein Dichten vermeintlich alter- und volkstümlich Derbheiten und Trivialitäten, die den Nachhörer der Wirkung im Keime ersticken. Beiderseits leb diese Disharmonie bei ihm unausgeglichen; aber die Wurzel dafür steckt doch in dem angeborenen unsteten Wesen und den materiellen sowie seelischen Qualen, die auf ihn einströmten.

Seine Dichtung, an deren Werden die Reflexion Pate gestanden und rastloses Feilen den formellen Schliff zu erzielen gesucht hatte, spiegelte zuerst wieder die Vorgänge der Brust mit sinnlicher Deutlichkeit und verfolgte das Recht der dichterischen Persönlichkeit in bisher unangeahntem Stile. In einigen Nummern, wie „Lenore“, „Der wilde Jäger“, „Das Lied vom braven Mann“, verdichteten sich diese Eigenschaften zu schier tadelloser Einheit und diese Glanzstücke werden immer bei empfänglichen Gemüthern durchschlagen. Einer anderen Gattung, zu der seiner satirisch-realistischen

Natur alle Vorbedingungen zurecht lagen, dem nach Stoff und Weise populär gehaltenen Schwank, rechnen „Der Kaiser und der Abt“, „Europa“, „Frau Schnips“ zu. Doch verflüchtigt sich hier, zum Beispiel bei den Letzteren, die epigrammatische Würze bisweilen in bedenkliche Frivolität. Und wie die scharfen Kritiker, des unerbittlichen Schiller idealistische Recension voran, diese Lücken der Selbstzucht und den innerlichen Zwiespalt geißelten und damit des Dichters „Bitternisse“ — ein in Bürgers Art von H. Heine erfundenes Wort — in's Endlose steigerten, so klammerte sich allerlei unfähiges Gelichter gerade an seine Schwächen und deren zweifellosen Eindruck auf die Masse, an das oft gezwungen Bänkelsängerische, prosaische Bierbankwendungen und dergl., ahmte sie, noch dazu ungeschickt und an unangebrachtem Flecke, nach und ward ihm so ein häßlicher Anhang. Bürger kennt den Born wahren und warmen Empfindens, er weiß dies durch Schwung und Melodie der Sprache richtig zu ergänzen, er verschmäht hohles Gerede und befragt Herz, Natur und Volk: anschauung als einzig berufene Lehrer und Richter, er haßt das Nachäffen des Fremden und Ausländischen, er kämpft für heimische Kunst auf junger Erde. All das wollen wir ihm, aller Verirrungen ungeachtet, nimmer vergessen und jetzt, wo sein Sterbetag zum hundertsten Male sich jährte, dem Würdigen die Palme des Nachruhms reichen. Und so wird er fortleben nicht nur im Gedächtnisse, sondern auch gleichsam auf den Lippen seiner Nation; denn „wie wenn das Auge ein unbekanntes holdes Land erblickt, so ist es dem Bürgers Werke lesenden Deutschen“, meinte König Ludwig I. von Bayern und fügte hinzu: „freudig überrascht sieht er seiner Sprache ungeahnte Schönheit.“ Car il a contribué à la renaissance de la poésie lyrique de son pays, en la débarrassant de son attirail pédantesque et en exigeant qu'elle revînt au sentiment de la nature et à un langage compris de tous (Bonet Maury a. a. D. S. 225) *

* Notiz. Der Verfasser, mit Sammlung aller Parallelen zu Bürgers „Lenore“ beschäftigt, ist für Nachweis oder Mittheilung solcher sehr dankbar.